

Laudatio auf Elazar Benyoetz aus Anlass der Verleihung des Justinus-Kerner Preises der Stadt Weinsberg am 18. September 2011

Prof. Dr. Karl-Josef Kuschel (Universität Tübingen)

Mit der Verleihung des Justinus-Kerner-Preises 2011 ehren wir einen Mann, der zu den unverwechselbaren Persönlichkeiten im literarischen Leben deutscher Sprache gehört. Unverwechselbar seine Herkunft, unverwechselbar sein Weg, unverwechselbar das Profil seines literarischen Werkes.

Unverwechselbarkeit meint nicht Fixiertheit. Identität wäre das falsche Wort. Wie rasch kann angebliche Identität in die Irre führen, eine Sicherheit vortäuschen, die es gar nicht gibt. „Identitätsaushung“ ist nicht zufällig eine von Benyoetz originellen Wortschöpfungen. Wie könnte es anders sein, bei einem, der Länder zu wechseln hatte, Sprachen, Namen. Der ein Wanderer zwischen den Kulturen und Nationen ist. Als Paul Koppel wird er 1937 in der Wiener Neustadt in eine jüdische Familie hineingeboren. „Zu einer Welt“ kommt er hier, wie er später schreiben wird, die ihn nur zwei Jahre später, ein Jahr nach dem sog. Anschluss Österreichs an Nazi-Deutschland, „ausschließt“ (A, 9). „Erez Israel“ nimmt die vierköpfige Familie auf, und das ist „Rettung“. Was Exil und Verbannung an Tragödie und Katastrophe bedeuten, er erfährt es schon als Kind. Mit sechs Jahren verliert er auch noch den Vater. Eine weitere Zäsur- und Brucherfahrung, die ihn später sensibler als andere die Risse und Brüche in Kultur und Sprache wahrnehmen und beschreiben lässt. Denn Sprache wird sein Medium. Heimat aber gibt ihm zunächst das Hebräische.

Muttersprache ist es, dieses Hebräisch. Buchstäblich Mutters Sprache. Ihr schenkt er als Kind, das jetzt in Israel aufwächst, derart „Gehör“, dass er mit 12 Jahren, 1951, sein erstes Gedicht schreiben kann, auf Hebräisch natürlich. In den nächsten 10 Jahren entstehen vier Gedichtbände im Idiom von Mutter und Mutterland. Und Paul Koppel hat sich mittlerweile einen hebräischen Namen zugeschrieben: Elazar Benyoetz. Der Namenswechsel ist ein für allemal Programm. Er signalisiert mehr als „neue Heimat“, spielt sich mehr zu als eine attraktive Künstlerpseudonymität. Er signalisiert Herkunftsbewusstsein. Geschichtliche Tiefe und familiäre Wurzeln. „Elazar“ (wörtlich: „Gott hat gegeben“): das verweist auf den Großvater väterlicherseits, auf Elasar Koppel, der in der Wiener Neustadt ein eigenes orthodoxes Gebetshaus

besitzt, das es aber seit dem Novemberpogrom 1938 nicht mehr gibt. Yoetz (wörtlich: „Ratgeber“) verweist auf den eigenen Vater, Gottlieb Yoetz Koppel (1897-1943), der früh, allzu früh mit nur 46 Jahren verstirbt. „Gott hat gegeben. Sohn des Ratgebers“: wer sich diese Namen gibt, weiß sich verpflichtet. Verpflichtet worauf? Auf Gottes Sprach-Vermächtnis mehr als auf alles andere, antworten wir vorläufig. *Gott hat gegeben.*

Dass wir so und nicht anders antworten können, ja müssen, verdanken wir Deutschsprachige freilich einem unerhörten Sprachwechsel, den Elazar Benyoetz zu Beginn der siebziger Jahre vollzieht: dem Wechsel ins Deutsche. Auch das hatte familiäre Wurzeln. Die Mutter spricht mit dem Vater nur Deutsch, auch in Erez Israel. Solange der Vater noch lebt, hat der Junge also immer auch Deutsch im Ohr. Mit 16 Jahren beschafft er sich in Tel Aviv für billiges Geld deutsche Bücher, Literaturgeschichten vor allem. Mit 23, 1962, riskiert er den ersten Ausbruch aus der Welt des Hebräischen. Ein Exodus, jetzt selbstgewählt, in vollem Bewusstsein, nicht in ein „gelobtes Land“, sondern in eine versehrte Sprachlandschaft zu geraten. Es ist **Abraham-Unruhe**, die in ihm steckt und ihn seither nicht loslässt: das Verlassen-Können des Vertrauten und Gesicherten, das Sich Trennen von Heimat und Mutterland, weil man eine „Bestimmung“ in sich fühlt. Um Abraham mehr als um andere biblische Figuren kreisen denn auch später viele seiner Texte. „Er machte nur einen Schritt“, heißt es in dem Band „Variationen über ein verlorenes Thema“ (1997), „allein, er ist aufgebrochen, / aus der Fremde, / aus der Sprache, / aus Ur; / nur eines mehr mündlich / denn sprachlich gehegten / Wortes / mächtig - / hinnen!“ (S. 16). HINNENI: „Hier bin ich“. Dieses „Hier bin ich“ klingt durch ungezählte Benyoetz-Texte, wenn er mit Abrahams Aufbruchs- und Gottesgeschichten in einen kritischen Dialog tritt. Wenn er über Gottes Verheißungen an Abraham nachdenkt und ebenso über Abrahams Lachen darüber, wenn er den Urvater zum befohlenen Sohnesopfer begleitet und sich wundert, warum der verschonte, aber traumatisierte Sohn auf dem Rückweg seines Vaters fehlt. Er weiß: „Das Judentum beginnt bei Abraham, und schon mit ihm erreicht es sein hohes Alter. *Im Anfang war, was immer war; begonnen hat es mit Abraham.*“ (Die Eselin, 89f.)

Benyoetz ist sich im Klaren, was sein persönlicher Auszug bedeutet. Jetzt tritt er wieder „in den Umkreis der Katastrophe (A, 99), der er 1939 entronnen war, wie er sich in seiner Autobiographie ausdrücken wird. „Exil“? Das sei heute im kulturellen Betrieb ein „Tagungsthema“ geworden, analysiert er kühl und befremdet zugleich.

Forscher und Nachforscher *gefielen* sich im Wort, Dichter und Nachdichter seien in ihre „Identitätsuschung“ vernarrt. „Uns aber“, so Benyoetz, uns „den im Zeichen der Galut (der Verbannung) so lange Gestandenen, ist Exil kein Tagungsthema, sondern Erinnerung an die längste Nacht eines mit Gott geschlagenen Volkes.“ (A 99). Wir hören genau hin: Benyoetz spricht nicht von einem *von* Gott geschlagenen Volk, sondern von einem *mit* Gott geschlagenem Volk. Wir werden das für das Profil seines literarischen Werkes zu bedenken haben, zumal er an derselben Stelle seiner Autobiographie „Allerwegs dahin“ fortfährt: „Im Wort Galut ist das Verdämmern einer Herrlichkeit und das Verlöschen eines Frohsinns enthalten, zugleich aber auch ein letzter Zusammenhalt vom Volk Israel und seinem Gott.“ (A 99) Ein *letzter Zusammenhalt* - im Wissen um die Shoa: das wird das große Thema seines Werkes werden.

Benyoetz reist zunächst nach Österreich und in die Schweiz, um dann in Deutschland, in Berlin, von 1963 an ein tollkühnes Unternehmen anzugehen. Er plant ein Lexikon sämtlicher jüdischer Schriftsteller, die einen Beitrag zur deutschen Literatur geleistet haben. Lückenlos sollte der riesenhafte Anteil der Juden an der deutschen Literatur endgültig festgestellt werden. Ein gewaltiges Werk Erinnerungsarbeit wider das Auslöschen und Vergessen, diese *Bibliographica Judaica*, deren Tollkühnheit Benyoetz selber in der Rückschau den befreundeten alten Dramatiker **Max Zweig** (1892-1991) bezeugen lässt. Zweig hat in seiner Autobiographie voller Erstaunen festgehalten: „Das Unternehmen forderte viel Spürsinn und Phantasie ..., aber es war eine Sisyphosarbeit, die auch in Jahrzehnten nicht beendet werden konnte, und Elazar sah sich gezwungen, sie als Fragment abubrechen, die Fortsetzung einer Mitarbeiterin zu überlassen und fluchtartig nach Israel zurückzukehren. Es war etwas Unfassbares geschehen. Elazar war der Landessprache nur mangelhaft kundig, als er nach Deutschland kam. Während seines ausgedehnten Aufenthaltes (aber) bemächtigte sich die deutsche Sprache seines Geistes, unterjochte ihn und beherrschte ihn als seine Gebieterin so völlig, dass er anfang, deutsch zu denken, zu schreiben und zu dichten. Zugleich ergab sie sich ihm wie eine Liebende, enthüllte ihm ihre Schönheit und ließ ihn ihre Geheimnisse ahnen, die sie vor Deutschgeborenen verbarg, so, dass er ihrem Zauber verfiel. ... Elazar selber empfand es als ein tragisches Geschick, dass er in der Sprache der Menschen dichtete, die er als die Mörder seines Volkes ansah, in einer Sprache, die weder seine Frau noch sein Sohn verstanden, anstatt, was er für seine Pflicht hielt, die eigene Muttersprache zu bereichern.“ So Max Zweig (A, 121f.)

Und so können wir im Blick auf Herkunft und Weg die prekäre Unverwechselbarkeit dieses Autors im Kontext deutschsprachig-jüdischer Literatur zu bestimmen suchen. Machen wir uns klar: Ungezählte Autorinnen und Autoren jüdischer Herkunft, in deutschsprachigem Kontext geboren, werden durch die Naziverbrechen ins Exil gezwungen, ohne nach Erez Israel einzuwandern. Sie benutzen nach wie vor die deutsche Sprache. Paul Celan gehört dazu, Nelly Sachs, Elias Canetti, Lion Feuchtwanger und viele mehr. Andere deutschsprachige jüdische Autoren gehen ins Exil, kehren aber Jahre später nach Deutschland zurück. Ich denke an Hilde Domin, Rose Ausländer, Wolfgang Hildesheimer oder Stefan Heym. Eine dritte Gruppe wandert nach Palästina aus, bleibt aber der deutschen Sprache verhaftet. Einwurzelung gelingt nicht. So die unvergessene Else Lasker-Schüler, Dramatikerin der „Wupper“ und Sängerin der „Hebräischen Balladen“. 1933 muss sie vor Verfolgungen und tätlichen Angriffen auf offener Straße von Deutschland in die Schweiz fliehen. Von dort aus bis 1938 unternimmt sie drei Reisen nach Palästina, das sie in einem ihrer unvergleichlichen Bücher als „Hebräerland“ mythisch-spirituell verklärt. Von der dritten Reise – 1939 bricht der 2. Weltkrieg aus – darf sie in die Schweiz nicht mehr zurückkehren; die Behörden verweigern der mittlerweile 70-jährigen die Einreise. So sieht man in den letzten Jahren die Dichterin auf den Straßen Jerusalems flanieren, wie stets in exotische Gewänder gehüllt, fremd geblieben in neuer Heimat, Auftritte bei Lesungen inszenierend, die mehr irritieren als integrieren. „Mein blaues Klavier“, dieser letzte deutschsprachige Gedichtband der großen Lyrikerin kann 1943 in Jerusalem noch erscheinen, bevor sie im Januar 1945 stirbt.

Ganz anders Elazar Benyoetz. Er ist **ein besonderer „Fall“**, unverwechselbar eben. In einen deutschsprachigen Lebenskontext hineingeboren, wird er in Israel zunächst zu einem Dichter der hebräischen Gegenwartsliteratur, ergreift dann aber die deutsche Sprache, ohne aufzuhören, ein Israeli zu sein. Seinem Land hält er ebenso die Treue wie seiner Religion und einer Sprache, die in Israel nur noch eine Minderheit versteht. Selbst in der eigenen Familie ist er in der „Minderheit“: „Ich bin Israeli“, kann er schreiben, „und mein Sohn versteht nicht mehr Deutsch.“ (A, 156). So lebt dieser Autor als Jude in Israel und publiziert als Israeli in Deutschland. Seine Leser sind nicht seine Mitbürger zwischen Haifa und Bersheba, sondern zwischen Kiel und Wien. Seiner Autobiographie von 2001 gibt er nicht zufällig den mehrsinnigen Untertitel „Mein Weg als Jude und Israeli ins Deutsche“ (2001). Als sei das „Deutsche“ ein fremdes Territorium, in das man „hineingehen“ muss, um sich seiner

zu vergewissern. Das auf den Prüfstand gehört, bevor man es öffentlich benutzt. Die Bücher dieses Autors sind denn auch solche Explorationen in ein fremd-vertrautes Land namens „deutsche Sprache“, immer neue Tests, was diese Sprache noch taugt. Sie ist ja nicht nur die Sprache der Hitlers und Goebels, sondern auch die Sprache von Heine und Kafka. Schon die Titel seiner Bücher signalisieren kalkulierte Mehrsinnigkeit, als herrsche die Angst vor, durch *ein* Wort sich festzulegen, durch einen Begriff in die Falle des Klischees zu geraten: „Vielleicht – Vielschwer“ (1981) „Treffpunkt Scheideweg“ (1990), „Paradiesseits“ (1992) „Der Mensch besteht von Fall zu Fall“ (2002), „Die Zukunft sitzt uns im Nacken“ (2000), „Scheinhellig“ (2009).

„**Segen**“ liegt auf dieser Arbeit an Sprache, trotz allem, nicht Tragödie, nicht Fluch, überblickt man sein deutschsprachiges Werk, das 1969 mit einem ersten Aphorismenband unter dem Titel „Sahadutha“ beginnt. Ein Segen, den er sich bei keiner Geringeren als der altgewordenen **Else Lasker-Schüler** abgeholt hat. Ich kenne in Benyoetz' Autobiographie keine anrührendere Szene als die, die Anfang der vierziger Jahre in einem Kinosaal in Tel Aviv spielt. Er überliefert sie uns ja als kalkuliert symbolische Szene, und wir begreifen warum. Der Junge wird Zeuge einer der grotesken Auftritte der alten Dichtern: „Vor einem Tisch in schwarzer Tracht, zwischen zwei Kerzen abrakadabrierend, von Geldmünzengeklingel begleitet, stand sie – die einzige Hexe, die ich je leibhaftig vor Augen gesehen habe“, schreibt Benyoetz. „Obwohl sie den Eindruck machte, sie könnte jedes Wort in einen Besen verwandeln und flugs durch den Kamin davonfliegen, erweckte sie doch unendliches Vertrauen in mir, so dass ich mich, als die Zaubersprüche verklungen waren, zu ihr schlich. So stand ich vor ihr: in kurzen weißen Hosen, eine rotgetupfte Bluse, die meine Mutter mir selbst genäht hatte, und mit einem weißen Wollkappchen, das einen ganz außerordentlichen Spitz hatte. So stand ich also vor der Hexe, die mich mit ihrem Dämonenpaar anschaute, als fände sie mich würdig, ihr Spielgefährte zu sein; sie legte ihre Hand auf meinen Kopf und sagte: ‚Kleiner Joseph.‘“ (A, 13)

Welch eine Szene. Befremdet und doch voll Vertrauen sucht der Junge die Nähe dieser seltsamen Frau, „schleicht“ sich zu ihr in seinen kurzen Hosen und mit seiner rotgetupften Bluse. . Er stellt sich vor sie hin, als wolle er ein Zauberwort von ihr. Und die alte Dame legt ihm dann doch die Hand auf. Geistgesalbt, wie er jetzt ist, wird er später Gedichte der „Hexe“ mit den Dämonenaugen ins Hebräische übertragen und Mitte der sechziger Jahre seinen ersten deutschsprachigen Essay über die Dichtern schreiben. Noch kann er nicht ahnen, dass der sich einmal für einen Orden

der Bundesrepublik Deutschland würde bedanken müssen. Der Segen reicht bis in die Deutsche Botschaft in Tel Aviv 1997. Und er, der einstmals „Kleine Joseph“, wird bei dieser Gelegenheit sagen, sie habe ihm Gutes gewollt, die deutsche Sprache, als sie ihm nach einer kurzen Begegnung auf deutschem Boden gesagt habe: „Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn. Ich habe sie gesegnet, sie aber zog mir nach und mochte mich nimmer verlassen.“ (A, 207)

Doppelsprachlichkeit: das ist seither sein Schicksal *und* seine Bestimmung. Das aber macht ihn zu einzigartigen Sprachexerziten fähig, gerade weil er simultan zu denken gelernt hat. „Aphoristiker“ hat man ihn genannt und ihm damit ein Etikett aufgeklebt. Einer der wenigen **Aphoristiker der deutschen Literatur** sei er in der Tradition von La Rochefoucauld und Lichtenberg. Er selber beruft sich lieber auf biblische Kronzeugen: das Hohe Lied, die Sprüche Salomos, Kohelet. Es ist die biblische Tradition der Weiheitsliteratur, in die er sich stellt, ohne sie zu imitieren. Er weiß: Geistige Abgründe trennen von diesen Quellen. Wir haben das Werk eines Heine, eines Nietzsche, eines Karl Kraus hinter uns. Auch das sind Bezugsfiguren von Benyoetz Schreiben. Es umfasst längst mehr als „Aphoristisches“ im engeren Sinn, mehr als solch „hochgradig sprachreflexive Minimalprosa und –lyrik“ (Ch. Grubitz, 3). Wer einen neueren Band von ihm aufschlägt – ich denke an „Die Eselin Bileams und Kohelets Hund“ (2007) - trifft auf eine Fülle parallel auftretender Sprachformen, die der Autor virtuos beherrscht. Gattungsgrenzen hebt er kalkuliert auf, Formen werden durchlässig, Sprachmodi wechseln. Da stehen Gedichte neben Reflexionsstücken in Prosa, Notizen über Gelesenes neben Zitate von Gewährleuten und Selbstzitate, Dialoge mit biblischen Texten oder Zeitgenossen neben Lektürekomentaren, und das Ganze präsentiert sich als Textcollage. Es ist diejenige Kunstform, die Heterogenes gleichzeitig sichtbar zu machen versteht, Ausdruck einer Zeit wie der unsrigen, welche die zersplitterte Welt nur noch in Fragmenten spiegeln kann.

Auf diese Weise aber kennen die Bücher dieses Autors keine Systematik, ohne sich in Beliebigen aufzulösen. Es ist als sei jeder Text dieses Autors ein neues Atemholen, ein neues Anfangen, ein neuer Versuch in einer unendlichen Reihe von Versuchen, die Welt dieses Schöpfergottes zu begreifen und so von ihm zu reden, dass er der Unverfügbare bleibt. Deshalb ist da kein Rasten und Ruhen in diesen Texten. Die Gottesleidenschaft führt zur Gottesunruhe, Gottesirritation. „Von Gott kann man nicht sprechen, wenn man nicht weiß, was Sprache ist“, schrieb Günther Eich ein-

mal, und das gilt gleichermaßen für Elazar Benyoetz, „Tut man es dennoch, so zerstört man seinen Namen und erniedrigt ihn zur Propagandaformel.“

An „Aphoristiker“ also ist zumindest soviel wahr: Sprachverknappung ist sein Verfahren, Sprachverdichtungen und Sprachspiele. Er beherrscht das alles, weil er die deutsche Sprache von innen *und* von außen betrachten kann. Als Vatersprache und als Fremddiom der Mutter. Als Vertrautes von Kindheit an und als Fremdes aus dem Mund der Schänder. Kein Wunder, dass ihm „Lippenbekenntnisse“ nicht über die Lippen kommen: „Verrichtet habe ich meine Werke“, schreibt er in der Rückschau, „beendet habe ich meine Werke, nichts ist mir geblieben als dieses Buch, das meine Hand mich zu schreiben drängt, ich, der ich kaum Lippen bekennen kann, da die obere und die untere auseinander klaffen und sich nicht einmal zu einem Pfiff vereinigen lassen. Die Oberlippe ist hebräisch gefärbt, die Unterlippe deutsch. Die Sprache, die einzige, die große, die gute, schlechthinnige, die alle Unterschiede kennt, aber keine macht, sitzt im Tore meines Mundes und hält Gericht über mich und die Verwegenheit des Erwägens, ein Buch zu schreiben. Sie spricht, und solange sie spricht, habe ich nichts zu sagen.“ (A, 123)

Deshalb ist **die Sprache selber** ein großes Thema in diesem Werk. Suchende, bohrende, zweifelnde Sprachexerzitionen sind vieler seiner Texte. Ge-Dichte. Wortwörtlich. Kein Wunder bei jemandem, der sich einer Religion verpflichtet weiß, die der Sprache von allem Anfang an eine so große Rolle zugestanden hat: „Der Jude hat seine *heilige* Sprache“, liest man bei ihm, „sie ist es allein ihres Ursprungs wegen: Mit ihr schuf Gott die Welt, in ihr hatte er sich offenbart.“ (A, 78). Im Zentrum jüdischen Denkens steht also mehr als anderswo die Bedeutung der Sprache und der Sprachen. „Und es gehört eben zum Selbstverständlichen dieses Denkens“, folgert Benyoetz, „dass es keine Fremdsprachen kennt. Sprache ist nie fremd und kann nie fremd sein. Mit seinem Odem blies Gott dem Adam alle Sprachen ein. ... Mag Gott auch im Hebräischen seinen festen Sitz, mag Jerusalem auch Gottes Thronsaal sein, wohnhaft ist ER in allen Sprachen, und ist dem Gedenken und dem Vergessen in einer jeden gleich nah und gleich fern.“ (A, 79)

Wer so schreibt, will nicht auf billige Aktualisierung hinaus. Der biedert sich Moden nicht an, betreibt keine Zeitgeisterei. Er vertraut ganz offensichtlich darauf, dass im Biblischen, im Jüdischen die Urfragen ein für allemal beschrieben und benannt sind, die auch in die Zukunft weisen, die unabgegolten sind. Ich lese bei ihm: „Das

biblische Drama beginnt mit zwei Fragen, die uns nie mehr zur Ruhe lassen sollten. Die eine Frage, die schlechthin spracherste, ist die von Gott an sein eben ins Dasein gerufenes Geschöpf: Wo bist du, was meint: warum hast du dich in den Garten verkrochen, dessen Hüter du doch sein solltest? ... Die zweite Frage ist die vom Menschen, in seiner aufdämmernden Fragwürdigkeit, an seinen Schöpfer: Soll ich meines Bruders Hüter sein? Mit diesen Fragen treten betreten Gott und Mensch aneinander und trat die Fragwürdigkeit selbst in die Welt“. Wir hören auch hier genau hin: *Frag-Würdigkeit*.

Diese Fragwürdigkeit der Schöpfung und des Schöpfer- Gottes ist die Triebkraft dieses Werkes, in jetzt vier Jahrzehnten von einem Mann geschaffen, der die Brüche in der Geschichte der Menschen mit ihrem Gott kennt. Er entstammt ja auch einem Volk, das mit Gott geschlagen ist, aber nicht daran denkt, diesen Gott fallen zu lassen. Warum nicht? Wer wie er Heine und Nietzsche kennt, braucht ja keine weiteren Lektionen in Sachen Religionskritik. Der hat alles erlebt: wie Menschen Gott missbrauchen und wie Gott Menschen zerstören lässt. Wer wie er Martin Buber kennt, weiß um die „Gottesverdunklung“, die das 20.. Jahrhundert überschattet. Wer der Shoa entkommen ist, weiß um die Verzweiflung um Gottes willen, das Verstummen und Verklagen. Wenn er aber trotz allem an Gott festhält, tut er dies aus Gottes-Leidenschaft. Sie hat mit Emotion und Mystik wenig, mit Arbeit am Gottesbegriff viel zu tun. Hier schreibt einer nach der Devise: Wenn ich dich liebe, Gott, was geht's dich an?

Seine Prosa besteht denn auch aus immer neuen Variationen zu diesem Thema: **Glauben und Zweifel. Hinnahme und Rebellion, Wahrnehmen und Infragestellen.** „Mein Glaube verließ mich, ich aber weiche nicht von Gott“ („Scheinhellig“, 48), kann er schreiben. Vertrautes? Es wird doppelbödig, unheimlich. Das gesichert Scheinende? Es wird paradox verrätstelt: „Treffpunkt Scheideweg“. Die großen Worte bekommen eine verlorengegangene Dramatik: „Brüderlichkeit - das älteste Spiel mit dem Feuer“. Will sagen: Seine zunächst oberflächlich leicht konsumierbar scheinenden Gedichte oder Kurzprosatexte gleichen Pflanzen, die zum Verweilen locken, plötzlich aber wird man in Frage-Fallen gerissen, deren Zwang man sich nicht mehr entziehen kann. Die meisten seiner Kunst-Stücke fangen harmlos an und erfahren dann eine Wendung ins Unerwartete, Überraschende. Der virtuose Wortkünstler wird zum Fallensteller. Sein Werk ist Fundgrube und Fallgrube zugleich. Und zwar für beide Seiten: die vollmundig Gläubigen, die sich ihres Glaubens, wie die selbst-

gewissen Ungläubigen, die sich ihres Unglaubens allzu sicher wissen. Der Mensch „besteht“ für ihn nun einmal „von Fall zu Fall“. Und Selbstüberschätzung, Maßlosigkeit, mit einem schönen altmodischen Wort „Hochmut“ genannt, kommt bekannt vor diesem. „Der Glaube“, lese ich in „Scheinhellig“ (2009) bei Benyoetz, „ist das Tuch, in dem sich Gottes Antlitz verhüllt“ (S.48). Ver-hüllt. Und an anderer Stelle:

„Der Glaube
weiht uns in den Zweifel
über unsere Gewissheit ein;
hat immer seinen Zweifel,
nicht immer seinen Gott;
duldet keine Überzeugung neben sich;
folgt, verzückt, seinem Ausdruck nach;
führt zu Gott, verbürgt aber nicht Ankunft

Im beharrlichen Glauben des Menschen
harrt Gott seiner

Glaube –
der Jubel über Gott

Der Zweifel leiht dem Glauben sein Gehör,
der Glaube dem Zweifel seine Stimme

CREDO: Ich muss an Gott zweifeln, denn ich muss ihn gegen meinen Glauben verteidigen“ (S. 49)

Solche und ungezählte andere Texte zwingen schon durch die formale Gestaltung zur nach-denkenden Selbstverlangsamung.

Gott lieben –
aufbegehren

Ohne Zweifel
kommt der Glaube
nicht zu seiner Gewissheit

Wird der Glaube
glaubwürdig,
ist es sein Ende

Der Zweifel
steht nicht gegen den Glauben,
sondern hinter ihm“ (Die Zukunft, S. 29)

Mit Zeilen- und Strophenbrüchen arbeiten solche Texte. Sie sollen aufhalten, sollen den glatten Lesefluss unterbrechen und buchstäblich Nach-Denklichkeit erzeugen.

„Gott lieben“ Gedankenstrich. Pause. Neue Zeile „aufbegehren“. Dichter, knapper kann man nicht sagen, dass Gottesrebellion eine Form der Gottesliebe sein kann. Eine Formulierung, die ebenso überrascht, wie die, dass „der Glaube“, der „glaubwürdig“ wird, an *sein Ende* kommt. Warum? Weil ein glaubwürdiger Glaube nach Benyoetz alles verloren hat, was den Glauben zum Glauben macht und ihn vom Wissen unterscheidet: das Risiko des Ungewissen, des Unbewiesenen, des Nichtgesicherten. Die Pointe des Gedichts kann deshalb lauten: „Der Zweifel / steht nicht gegen den Glauben / sondern hinter ihm“. Erst der Zweifel also lässt Glauben noch Glauben sein. So wie der Glaube des Zweifel davor bewahrt, in den Abgrund der Verzweiflung zu fallen. Kalkulierte Grenzüberschreitungen auch hier: Wer sich in dieses Werk vertieft, trifft auf eine ungewöhnliche Mischung: eine Theologie des Zweifels und eine Anthropologie des Glaubens. Denn nicht nur den Zweifel des Menschen an Gott, auch Gott Zweifel am Menschen wird in diesen Texten bedacht: „In seinem Elend forderte Hiob / Gott zur Antwort – „, lese ich in „Die Zukunft sitzt uns im Nacken“, „'Deine Frage ist berechtigt.' / sagt Gott zu ihm, / ‚bist du aber berechtigt / zu dieser Frage“ (S. 183)

Denn Benyoetz Gottes-Leidenschaft ist **zugleich** Leidenschaft für Menschen, die noch auf der Suche sind wie **Abraham**, der aufbricht auf ein Wort Gottes hin und Heimat und Sippe verlässt, wie **Jona**, der vor Gottes Berufung flieht und sich im Bauch eines Fisches wiederfindet, wie Kohelet, der die Gebrochenheit menschlicher Lebenserfahrung wie kein anderer reflektiert. Von Menschen ist in diesem Werk die Rede, die mit Gott noch nicht fertig sind und von einem Gott, der mit den Menschen noch fertig ist. Das ist in einer Zeit wie der unsrigen, welche vielfach im gesellschaftlichen Leben die Gottesverdunklung durch Gottesvergleichgültigung ersetzt hat, kostbar. Ich wage das Wort: in seiner über Jahrzehnte durchgehaltenen Konsequenz und Intensität singulär. Das Werk des Juden und Isareli Elazar Benyoetz, der seinen Weg „ins Deutsche“ gefunden hat, hält mit komplexen Sprachformen die Gottesfrage für das 21. Jahrhundert wach – die biblischen und jüdischen Überlieferungen im Wissen um die Shoa so auslegend, dass sie das Heute mitbedeuten. In einem seiner letzten Bücher „Die Eselin Bileams und Kohelets Hund“ (2007) finde ich eine Stelle, die den Ort noch einmal benennt, an den sich Benyoetz geschichtlich gestellt sieht:

„Meine große Liebe war die hebräische Sprache, meine Geliebte ist die deutsche geworden; die Liebe erwies sich als teilbar.

Das an mir immer jung Bleibende ist mein Deutsch, mein Hebräisch weicht mühsam dem Alter.

Die deutsche Sprache passte sich mir an, doch habe ich nicht das Gefühl ich habe sie judaisiert. Sie ist dieselbe geblieben, die Mendelssohn, Kraus, Lasker-Schüler und Kafka geliebt haben aus keinem anderen Grund als aus ihrem eigenen, jüdischen.

Mir ist, als würde die eine Hälfte meiner Person für die andere Hälfte schreiben, ein Leben lang, das halbe Leben, das Halbe der einen Hälfte, die Hälfte eines Halben, halbhälft, hälftal.“ (S. 146).

Mit der Verleihung des Justinus-Kerner-Preises 2011 ehren wir einen Mann, der zu den unverwechselbaren Persönlichkeiten im literarischen Leben deutscher Sprache gehört. Unverwechselbar seine Herkunft, unverwechselbar sein Weg, unverwechselbar das Profil seines literarischen Werkes. Das Ihnen näher gebracht zu haben, war mein Bestreben. Im Grunde zielt es auf etwas ganz Elementares. Elazar Benyoetz zu feiern, ist gut. Ihn als Autor zu preisen und zu bepreisen, ist richtig. Aber besser noch und richtiger ist: Benyoetz lesen. Hartnäckig, konsequent. Wenn diese Feierstunde *dazu* bei Ihnen allen einen Motivationsschub geliefert haben sollte, hat sie ihren guten Sinn erfüllt.

Auch ich gratuliere! Der Stadt Weinsberg und Ihrer Kerner-Preis-Jury zu diesem Preisträger und Elazar Benyoetz von Herzen zu dieser hohen Anerkennung..

Literatur zur Vertiefung:

Ch. Grubitz, Der israelische Aphoristiker Elazar Benyoetz. Mit einem Geleitwort von Harald Weinrich, Tübingen 1994.

R. Dausner, Schreiben wie ein Toter. Poetologisch-theologische Analysen zum deutschsprachigen Werk des israelisch-jüdischen Dichters Elazar Benyoetz, Paderborn 2007.

M. Bongard (Hrsg.), Humor – Leichtsinn der Schwermut. Zugänge zum Werk von Elazar Benyoetz, Bochum 2010.

Prof. Dr. Dr. h.c. **Karl-Josef Kuschel** lehrt Theologie der Kultur und des Interreligiösen Dialogs an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Tübingen. Zugleich ist er stellv. Direktor des Instituts für ökumenische und interreligiöse Forschung der Universität Tübingen.